

(Nachdruck verboten.)

## 2] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Auf anderen Wegen schwärmten andere Herzen, und nach den drei Grazien zu urteilen, schien den jungen Damen der schüchterne Kultus der Jünglinge durchaus nicht zu mißfallen; sie verfielen wenigstens aus einer zeitweiligen ent-rüsteten Gangart immer wieder in Sichern, Lachen und träumendes Hinschlendern; aber sei es nun, daß irgendwo ein Jüngling dem Drange seines Busens zu weit nachgegeben hatte, sei es, daß sich unter den verfolgten Unschuldigen ein strenges oder ein eifersüchtiges Herz befand — eines Tages lief eine Klage beim Seminarlehrer ein, und dieser Mann hatte aus seinem heimischen Preußen und aus dem französischen Priege, in dem er als Reserveoffizier geschoßen, einige üble Gewohnheiten mitgebracht. Er hielt eine donnernde Standrede und nannte die ritterlichen Präparanden „grüne Zungen“. Man war sich sofort darüber einig, daß man sich das mit fünfzehn bis sechzehn Jahren nicht mehr bieten lassen könne und daß der einmütige Austritt aller aus der Anstalt die einzig würdige Antwort auf diese Rohheit sei. Am folgenden Tage dachte man milder über die Sache; man bedurfte ja der Einwilligung der Eltern zum Austritt, und man hielt es im stillen für möglich, daß die Eltern sich von der Auffassung des Direktors nicht wesentlich entfernen möchten. Am dritten Tage endlich beschloß man, die unqualifizierbare Aeußerung des Direktors auf dessen preußische Unbildung zurückzuführen und ihn zu verachten.

Nur ein pathetisches Herz vermochte sich nicht zu be-zwingen. Der Träger dieses Herzens war ein gewandter Zeichner; er zeichnete an die Wandtafel einen Pfahl, der einen preußischen Adler trug, und dazu eine Kanone, die sich gegen das flügelstreichende Wappentier entlud. Der Direktor kam, sah das Bild, kratzte sich lächelnd den schwarzweißen Stachelbart, tückte dann mit den Fingern auf den Adler und sagte zur Klasse: „Da können Sie lange schießen, bis Sie den runterkriegen . . .“ und wandte sich seinen Geschäften zu.

Und als diese erledigt waren, trat in breiter Aufmachung Herr Rothgrün, der Lehrer der Geschichte, herein. Wenn Herr Rothgrün auftrat, so sah das immer aus wie: Jetzt beginnt eine neue Epoche der Wissenschaft. Und Herr Rothgrün begann, Geschichtszahlen zu repetieren. Er nannte das Ereignis, und der Schüler mußte die Zahl nennen:

Amenemha III.?"

„2200.“

„Vertreibung der Hyksos?"

„1580.“

„Durch wen?"

„Durch Thutmosis.“

„Amenophis?"

„1500.“

Oder Herr Rothgrün nannte die Zahl und der Schüler das geschichtliche Faktum, was genau ebenso bildend und inter-essant war. So ging es die ganze Stunde hindurch; denn fortfahren in der Geschichte konnte Herr Rothgrün nicht, weil er heute nichts wußte.

„Er war wieder mal nicht präpariert“, sagten die Präparanden, als er fort war.

In der nächsten Geschichtsstunde begann Herr Rothgrün nach effektivem Eintritt und imperatorenhafter Besteigung des Katheders von neuem:

„Phul?"

„770.“

„Tiglat Pilejar?"

„740.“

Und so fort über Ägypter, Phönizier, Israeliten, Meder, Perfer, Griechen und Römer bis zu den Franken und Mero-wingern. Wer die Zahl wußte, war geschick, wer sie nicht wußte, dumm.

Als auch diese Stunde der Bein vorüber war, ward es abgemacht: Wenn er die nächste Stunde wieder Zahlen büßelt, dann trampeln wir. Aber keiner darf sich melden! Man kannte Herrn Rothgrün schon als einen langatmigen

Gasser, der sich auch bei den spätesten Examibus berer er-innerte, die ihm einmal mißfallen hatten. Asmus und einige andere waren gegen dieses heimliche Verfahren. Das sei „unmännlich“. Man solle eine Abordnung zu Herrn Rothgrün schicken und sich über seinen Unterricht beschweren.

„Ja, willst Du das tun?“ riefen einige höhrend.

„Ich gehe mit“, sagte Asmus. Aber die anderen wollten nicht, und da sagte Asmus: „Allein will ich auch nicht.“

„Semper will artig Kind spielen“, spottete einer.

„Du bist ein Esel!“ rief Asmus. „Trampeln tu ich nicht.“

Aber die Folgen trage ich natürlich mit.“

### 3. Kapitel.

(Wie die Augen des Asmus die Jahrhunderte der Vergangenheit und wie sie die Dinge der lebendigen Welt sahen, und wie er darum mit diesen Augen zum Arzt mußte.)

Die nächste Geschichtsstunde erschien, und Herr Rothgrün begann: „Tiglat Pilejar?“

„740“, sagte der Befragte, und dann ging ein Trampeln durch die Klasse, das wie grollender Donner klang.

Herr Rothgrün wurde weiß.

„Was soll das?“ rief er.

Keine Antwort.

„Was soll das heißen?“

Eisiges Schweigen.

„Es wird ja wohl einer den Mut haben, aufzustehen und zu sagen, was das bedeuten soll?“ schrie der Lehrer.

Niemand rührte sich.

„Nun, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als Herrn Direktor Korn zu melden, daß ich durch ein unerklärliches Ge-räusch im Unterricht gestört worden bin.“

Aber Herr Rothgrün erstattete dem Direktor keine Mel-dung; denn er wußte wohl, daß der einen sehr direkten Schluß auf seinen Unterricht ziehen würde. Der Direktor hielt zu dem Grundzuge: „Unterrichtet nur gut; dann kommt der Respekt der Schüler von selbst.“ Auch erklärte sich Herr Rothgrün das „unerklärliche Geräusch“ sehr schnell und richtig; er begann sofort zu erzählen; diesmal erzählte er freilich, noch mangelhaft, weil er den Stoff nur in einigen Reminiszenzen beherrschte, aber von der nächsten Stunde an vorzüglich; denn wenn er wollte, so konnte er's vielleicht am besten von allen Lehrern der Anstalt.

Geschichte hören oder Geschichte lesen, das gab Asmus immer besondere Freuden. Nicht, daß er an die Geschichte geglaubt hätte, — er glaubte die profane Geschichte so wenig wie die biblische. Aus seiner „Faust“-Lektüre wußte er sehr wohl:

„Die Zeiten der Vergangenheit

Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,

Das ist im Grund der Herren eigner Geist,

Darin die Zeiten sich bespiegeln.“

und dem stimmte er von ganzem Herzen zu. Um wirklich zu wissen, mußte man von all den Fürsten, Feldherren und Priestern, mußte man vor allem von der Menge des Volkes wissen, was sie bei ihren Handlungen dachten, fühlten, be-absichtigten und wünschten, und davon hörte man so gut wie nichts. Kaum daß einmal durch einen glücklichen Zufall ein Lichtschein in diese ewig versunkene Welt fiel, wie ein Sonnenstrahl in eine Kammer einer verschütteten Stadt. Und die Menschen der Geschichte waren ihm wie die Gebilde einer rohen Holzschneidekunst, die die menschliche Gestalt kaum in leisen Andeutungen erkennen lassen. Daß man aus der Ge-schichte etwas lernen könne, das glaubte er nicht. Aber lange Zeitläufte der Geschichte formten sich ihm zu riesigen Bildern von wunderbarer Gewalt, und in diese Bilder versank er mit aufgerissenen Augen und horchender Seele, wenn er hörte und las. Er sah ein Jahrhundert, da stille Mönche in stiller Zelle saßen und vom Birgil oder Cassiodor den Blick erhoben und durchs Fenster voll gläubiger Hoffnung schauten über weites, unbesiedeltes deutsches Land, indessen andere, das Kreuz in der Hand, durch unerforschte Wälder schritten und auf heiterer Lichtung ein Kirchlein oder eine Kapelle errichteten. Er sah ein Jahrhundert voll Wehrauch und Messgewänder, da königliche Väter büßend vor unmännlichen Söhnen knieten und lange Sündenregister, vom Priester singenden Tones verlesen, bekannnten, und das ganze neunte Jahrhundert ward ihm zum

„Lügenfeld“. Dann gab es eine lange Zeit, deren Angesicht in die bunte Glut des Ostens schaute und blinkende Ritter und düstere Mönche, Männer und Weiber, Greise und Kinder in jahrhundertelangen Zügen nach den ewigen Spuren des Nazareners wandern sah. Das ernste Jahrhundert des Wittenberger Mönches baute sich ihm auf mit den strengen und nüchternen Säulen eines lutherischen Gotteshauses, aus dem die streitbaren Glaubensgefangene hinausflangen in einen grauen und feuchten Novembertag; dann kam ein Jahrhundert, das lag verborgen unter den Brand- und Blutwolken eines endlosen Krieges, und so nah zogen die Wolken über den Erdboden dahin, daß die Menschen nur gebückt dahinschlüpfen. Aber das achtzehnte Jahrhundert, das sah er trotz aller Kriege und aller großen Revolution wie eine friedsame Stadt mit winkelig-sauberen Gäßchen, wo aus schnurrig gegiebelten Häusern Gelehrte mit Böpfen und Kniehosen hervortraten und bedachtam über die Straße schritten zum Nachbar von drüben, um mit ihm über die Schriften Voltaires oder über das neueste Werk des erstaunlichen Königsberger Professors zu streiten.

So hörte, so sah er die Geschichtserzählungen des Herrn Rothgrün. Aber dann mußte dieser Herr einmal ein halbes Jahr lang vertreten werden, und die Vertretung übernahm Herr Stahmer, der Religionslehrer. Und wieder empfing Asmus eine Offenbarung. Herr Stahmer behandelte während eines ganzen Semesters einen Zeitraum von zehn Jahren; er verfolgte die Geschichte bis in die Kabinette von Wien, Berlin und Petersburg hinein und erzählte so ziemlich alles, was man über die zehn Jahre wußte. Und mit einem Male ward dem Jüngling die Geschichte zur Wissenschaft. Die rohe, unverdauliche Masse der Tatsachen, wie sie Herr Rothgrün und wie sie die üblichen Lehrbücher aufhäufelten, absonderlich die Großtaten der Kriegesfürsten, die mit dem Schwerte die Welt durchzogen, waren ihm von jeher furchtbar gleichgültig und langweilig gewesen: jetzt zum ersten Male ahnte er etwas von geschichtlichen Zusammenhängen. Bei Herrn Stahmer sah er keine visionären Bilder; aber er sah das Leben, und eine andere, neue Freude wärmte ihm das Herz. Wieder verschlang er jedes Wort, fast eh' es der Lehrer gesprochen; wieder schrieb er des Abends im stillen Hause mit fliegender Feder zwanzig, dreißig Quartseiten voll, und wohl zehnmal mußte ihm sein Vater mit milde mahnendem Finger auf die Schulter tupfen, er möge sich zur Ruhe legen. Mit brennendem Eifer sagte sich Asmus: In der Geschichte muß man alles wissen, sonst weiß man nichts. Und etwas Größeres begriff er: Viel wissen, bedeutet gar nichts; aber eine Sache ganz wissen, das ist Aufklärung, Befreiung. Dann wird Wissen zum Leben und macht in die gefrorenen Fenster, die uns umgeben, ein Sudloch nach der Außenwelt. Als er später in der „Systematischen Pädagogik“ das „non multa sed multum“ (nicht vielerlei von allem, sondern viel von einem) bis zum Ekel wiederläuen mußte, da begriff er nicht, warum man dies Wort immer wiederholte und niemals befolgte.

Das und manches andere im heiligen Tempel des Präparandenums war nun wohl gut und schön; aber es gab auch gefürchtete Stunden, und die gefürchtetsten waren die Zeichenstunden, die in einer weit entlegenen Gewerbeschule genommen werden mußten. Sie waren so schlecht, daß sie sogar den Charakter verdarben.

Wie hatte sich Asmus aufs Zeichnen gefreut! Von früher Kindheit an hatte er gezeichnet, und in den Berg- und Waldlandschaften, die er kopiert hatte, hatte er ein frommes und seliges Leben gelebt. Selbst der kümmerliche Zeichenunterricht seiner Dorfschule hatte ihm noch Freude gemacht. Als Asmus zum ersten Male in dem riesigen Zeichenaal, der so viel mit der Kunst gemein hatte wie das Wartezimmer eines Bezirkskommandos, Platz genommen hatte, da setzte ihm Herr Semmelhaad ein dreieitiges Prisma von Holz vor. Asmus zeichnete willig den Holzloz und wartete die Wiederkunft des Lehrers ab.

Herr Semmelhaad kam und legte das Prisma auf eine Seitenfläche. (Bis dahin hatte es auf einer Grundfläche gestanden.)

Asmus zeichnete den Klotz in der neuen Stellung und erwartete den Lehrer.

Herr Semmelhaad kam und legte das Prisma auf eine andere Seitenfläche.

Asmus dachte: Aller Anfang ist öde, und zeichnete den Klotz zum dritten Male.

Herr Semmelhaad hatte an der Zeichnung einiges auszusetzen und legte dann den Klotz auf die große Seitenfläche.

(Fortsetzung folgt.)

## Proletarier.

Von Christen Bundgaard.

Aber langsam schreitet die Zeit, und niemand kann das Kommen abwenden. Es kommt der Abend, ehe man es erwartet, denn der Regen läßt es früh dunkel werden. Und bei dem ersten Laut von den Schritten der Leute auf dem Flur kommt die Frau aus der Flurtür und winkt ihnen, hereinzukommen.

Und bald darauf gehen sie beide wie zwei große Schatten hinter den Gebäuden umher, der Mann mit einer Laterne unter seinem weiten Rock.

Sie gehen nicht gleich in die Holzkammer, trotzdem sie alle beide sehen, daß es da ist. Aber wenn sie in irgend einem Raum gewesen sind, sehen sie dort hinüber — und gehen dann doch wo anders hin. Bis es keinen Sinn mehr hat, noch länger an diesen Orten zu suchen.

Dann gehen sie beide, ohne daß einer den anderen zum Mitgehen aufzufordern braucht, auf den Boden, von dem sich ihre Gedanken die ganze Zeit nicht entfernt hatten.

Und da sehen sie dann, was sie schon längst gesehen haben — die winzig kleine starre zerschlagene Leiche. Da gehen sie schnell herunter — einer will schneller sein als der andere.

Und während der Mann hineingeht, soll der Knecht den Schulze holen.

Der Schulze nimmt einen Mann mit und befiehlt seinem Knecht, ihm bald mit dem Federwagen nachzukommen.

In Niels Kroghs Stube stehen alle diese Leute und sprechen leise miteinander.

Wenn sie sich ansehen, machen sie seltsame Gesichter, und ihre Blicke sind schen. Als wenn hinter ihrem schlaffen und alltäglichen Verständnis etwas aufdämmerte wie eine beängstigende Ahnung von der Tiefe des Menscheninnern. Eine Furcht davor, was dort unten an Wahnsinn und Verzweiflung gebunden liegt. Als würde plötzlich über ihre einfache Lebensführung ein Schlagschatten aus dem düsteren Hintergrunde des Lebens geworfen.

Unsicher kommen die Worte, und ein Bittern streift die groben Hände, nicht zum wenigsten die Hände dessen, der das Laten nehmen muß, das die Frau hervorgeholt hat.

Damit gehen sie hinaus — sie gehen alle, um zeugen zu können.

Und als sie wieder hineinkommen, befindet sich etwas in dem weihen Laten, das auf das Ende der Bank gelegt wird. Ein paar Nachbarfrauen sind inzwischen dazugekommen, denn es ist ja bekannt geworden, und wenn sie sich an Zingers Stelle versetzen, so können sie wohl begreifen, daß man in solcher Lage nicht gern allein ist. Andächtig und bekümmert sitzen sie da und hören Zingers nervöse Berichte und Vermutungen mit an.

Aber all das Unbehagen, das dem Laten dort an der Wand entfliegt, kriecht von einem zum anderen und läßt den Wortstrom der Weiber in einem Schauer enden.

Nun ist noch das mit dem Mädchen zu ordnen, dem unglücklichen Menschen. Sie drücken sich darum, sie sehen einander an. Sie muß geholt werden. Zinger geht also hinaus und ruft sie.

Sie hören sie kommen — sie blicken zur Tür.

Sie schwankt ins Zimmer herein unter dem Druck desselben Unbehagens, das in dem Starren dieser zwanzig Augen und unter dem betäubenden unheilverkündenden Schweigen glimmt, das wie dumpfe Stöße ihr Gehirn durchdringt.

Sie weiß wohl, was diese Menschen wollen. Sie brauchen nichts zu sagen. Sie hat es schon längst gewußt. Und ohne daß jemand gefragt hätte, beginnt sie zu antworten. Aber sie weiß nichts von ihrer Stimme, bald ist sie unhörbar und bald unnatürlich laut. Und sie leugnet eifriger all dem gegenüber, dessen sie die schweigenden Menschen zu beschuldigen scheinen. Leugnet ganz sinnlos und allen Tatsachen zum Trotz.

Da ist etwas, dort am anderen Ende der Stube, das ihren Blick anzieht, und es hat den Anschein, als ob sie ihr Leugnen dagegen richte — als ob es das ist, wogegen sie sich wehrt. Was soll das weiße Bündel da?

Einer der zunächst Sitzenden zieht den Zipfel zur Seite, und alle sehen des Kindes zerschmetterte Beine und seinen blutbespritzten Rücken. Es ging ein Schrei durchs Zimmer.

Die Männer erhoben sich; aber eine Wildheit ergriff die Weiber, und sie scharften auf dem Tisch mit hornigen Nägeln und sie schrien über sie, die zusammengesunken an der Bank

Iag: „Das Hurenflud, das Vieh, das Dreißige Was!“ Sie drohten und verwünschten und weinten, und sie gebärdeten sich ohne Sinn und Verstand für irgendetwas, denn sie hatten keine Herrschaft mehr über ihre Nerven.

Als sie endlich wieder ein wenig zu Verstand gekommen waren, begannen sie das Mädchen aufzuheben. Der Ortschulze ging nach Hause, um sich einen Mantel umzubinden; er und Niels Krogh mußten in den Wagen mit, der sie heute abend noch zur Stadt fuhr. Es durfte nicht die Nacht über aufgeschoben werden. Wer konnte in einer solchen Nacht schlafen, und wer konnte die Verantwortung dafür übernehmen, was möglicherweise passierte?

Erst wenn alles der Hand der Gerechtigkeit übergeben war, konnte der Schreden beginnen, seine Schwingen von dem Orte zu heben.

„Wer will die Mutter holen?“ fragten die Frauen einander. „Ober willst Du selbst hinübergehen? Dann können wir ja mitgehen.“ Das wollte sie.

„Oh, Mutter, Mutter! Ich habe ja nur Dich! Dich allein! — Was soll daraus werden!“

Aber drüben in dem kleinen Hause in der stillen Stube, wo die Lampe brannte, ging ihre Mutter bei ihrer ruhigen Arbeit umher und hatte keine Ahnung, daß draußen in der Dunkelheit das Unglück auf ihre erleuchteten Fenstercheiben zuschritt.

Trat es nicht auf das Pflaster? — Und was war das für ein Lasten an der Tür?

Eine halbe Stunde später konnte man einen Wagen aus dem Hause des Schmiede-Zens abfahren hören.

Und hinter dem Wagen folgte einsam eine alte arme Mutter.

Auf die Landstraße hinuntergekommen fuhr der Wagen im Trab. Aber sie folgte ihm aus dem Dorfe, auf das Feld hinaus, wo Wege und Stege sich wirr nach allen Richtungen kreuzten.

„Lebwohl, Mutter“, hörte sie es aus weiter Ferne rufen, wie von jemand, den sie nie wiedersehen sollte.

„Lebwohl!“ schlochte ihre alte Stimme laut und gebrochen in die Nacht hinaus.

Und sie eilte weiter, so eilig, daß sie stolperte. Sie eilte dem Wagen nach, den sie nicht mehr sehen konnte, bis auch das Geräusch vom Rollen der Räder weit, weit draußen erstarb. Da stand sie still auf dem einsamen Wege. Stand lange, gebeugt und lauschend.

Nun war nichts mehr übrig von allem, was sie in ihrem armen Leben geliebt und wofür sie gelebt hatte. Sie war einsam wie nie zuvor. Wie ein verirrtes und fremdes Tier auf dem Felde; denn der Fleden, für den sie mit all ihrer schwachen Kraft gelitten und gestritten hatte, um ihn zu einem Heim zu machen für die, die sie lieb hatte, war niedergetreten und verwüstet.

„Oh, mein Kind, hätte ich Dich getötet, als Du geboren wurdest und all das Leid auf mich genommen. Aber wieviel Glück hast Du mir nicht aus Deinem warmen Herzen geschenkt! Und nun ist auch das zerschmettert von Kummer und Bitternis! Und mein Junge, der draußen in der kalten Welt herumirrt.

Oh, meine Kinder, meine Kinder! Kommt zu mir. Kommt in meine Arme. Kommt zu Eurer alten Mutter, daß sie Euch wärmen kann!“

(Schluß folgt.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

April.

Priekle hatte lange auf Regen gewartet. Seine Parzelle liegt höher und trockener als das frühere Laubenland, und der Brunnen ist auch noch nicht fertig; es fehlt noch die Hebelpumpe, die ohne große Anstrengung tüchtig läuft, und da wollte er mit Saat und Pflanzung so lange warten, bis der Himmel die Schleusen öffnet. Das ist nur gerade noch in ausgiebiger Weise am 31. März geschehen, und die dadurch in die oberen Bodenschichten gelommene Feuchtigkeit muß ausgenutzt und verwertet werden. Saat und Pflanzungen dulden also keinen Aufschub mehr. Zum Glück sind nun auch die Tage länger geworden und wenn man es von der Wohnung oder der Arbeitsstelle nicht allzu weit nach seinem Grundstück hat, kann man auch gelegentlich in der Woche vor Eintritt der Dunkelheit noch eine, später sogar zwei Stunden auf die Gartenarbeit ver-

wenden. Das Schaffen draußen in freier Natur, in frischer, sauerstoffreicher Luft empfindet man nur im Anfang als anstrengende Arbeit; sind uns erst einmal Graben, Paden und Pfenken geläufig geworden, so kehrt man immer frisch und gestärkt, oft wie neu geboren, aus dem Garten nach Hause zurück.

Priekle hat sich sein Grundstück in einfacher, aber praktischer Weise eingeteilt. An der Straßenfront, dicht hinter dem Eingange, steht auf steinernem Unterbau der ehemalige, jetzt adsenlose Güterwagen als massive Laube. Das Bremserhäuschen ist zum Tauben-schlag umgestaltet, in welchem das eingesezte und noch nicht freigelassene Taubenpaar gerade abwechselnd die Eier bebrütet. Sie haben die nötige Zeit dazu wie Priekle sagt. Der Unterbau bildet den Keller zur Aufbewahrung des notwendigen Proviantes im Sommer, oben befindet sich die gute Gartenstube und daneben ein Raum zur trockenen Aufbewahrung der Gerätschaften und Sämereien. Hinter der Laube beginnt der Hauptweg, der das rechtwinkelige Grundstück in zwei gleich große Hälften teilt. Von ihm zweigen weiterhin noch drei meterbreite Querwege ab, die mit dem Hauptweg zusammen je sechs große Quartiere oder Abteilungen bilden. Von diesen dienen die vier vorderen dem Gemüsebau, die beiden hinteren der Obstkultur. Hinten nahe der Grenze stehen einige frisch gepflanzte Buschobstbäume, je ein Sommer- und Winterapfel, eine Sommer- und Winterbirne, eine Süß- und Sauertirische, die gewöhnliche Hauszwetsche, die immer noch die beste ist, und ein Pfirsich, davor in Reih und Glied, auf je zwei Meter allseitigen Abstand gepflanzt, das Beerenobst: Himbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren. Bei den vorderen für Gemüsekultur bestimmten Quartieren laufen mit dem Hauptwege entlang 120 Zentimeter breite Rabatten, die dem Schönen, den Blumen, eingeräumt sind, während die übrigen Flächen dem Nützlichen, den Gemüsen dienen. Auf einem Quartier stehen die Staudengewüse: Rhabarber, Sauerampfer, Löwenzahn, zwei Pflanzen des gewöhnlichen Hopfens, deren junge Triebe jetzt im April, was noch wenig bekannt, ein ganz vorzügliches, wie Spargel zubereitendes Gemüse liefern, die man aber, nachdem man reichlich davon geerntet, an beigelegte sehr lange Stangen hochwachsen läßt. Den Hauptteil dieses Quartiers machen aber die Erdbeeren aus; die drei übrigen Quartiere sind für die in Wechselfchicht anzubauenden Gemüse bestimmt. Eines dieser Quartiere erhält in jedem Jahr eine starke Volldüngung und wird danach mit den stark zehrenden Gemüsen angebauet, d. h. mit Salat, den verschiedenartigsten Kohlgewächsen, Kürbissen, Gurken und Tomaten. Nach diesen werden im nächsten Jahr weniger zehrende Gemüse, also Rüben, Sellerie und Breitlauch gebaut, und im dritten Jahr Hülsenfrüchte sowie Kartoffeln. Bei solcher Einteilung wirtschaftet man sparsam mit dem Dünger und sorgt zugleich für den absolut notwendigen Wechsel im Anbau, ohne welchen dauernd keine befriedigenden Erträge zu erzielen sind. Herr Priekle hat sich diese drei der Wechselwirtschaft dienenden Quartiere in 120 Zentimeter breite Beete eingeteilt, die durch 30 Zentimeter breite Wege getrennt werden. Zum Ausmessen dieser Beete bedient man sich der Pflanzenschnur, und die Wege werden mit den Füßen abgetreten, indem man sich mit den Fußspitzen, beide Füße geschlossen, gegen die straff gespannte Pflanzenschnur stellt an dieser entlang Fuß neben Fuß setzt und tüchtig in den Boden eintritt. So entstehen die Trennungspfade; ihre Breite wird bei denjenigen, die, wie Herr Priekle, mit besonders derben Füßen ausgestattet sind, etwas über das normale Maß hinausgehen, schmaler als 30 Zentimeter sollen sie jedenfalls nicht sein; Damen mit Schleppliefern, Ketten und Füßchen und womöglich noch 15 Zentimeter hohen Absätzen sind zum Abtreten derartiger Gartenpfade nicht geeignet. Frau Priekle gehört aber nicht zu dieser Sorte. Für die spätere Säuberung dieser Pfade beschafft man sich eine kleine, 30 Zentimeter breite Harke, der größeren Dauerhaftigkeit halber am besten eine eiserne, während beim Behalten der Beete eine hölzerne Harke bessere Dienste leistet. Breiter als 130 Zentimeter sollen diese Kulturbeete des Gemüsegartens nicht sein, weil man dann auch mit langen Armen nicht mehr vom Wege aus an den mittleren Pflanzen der Beete hantieren kann und gezwungen wäre, in diese hineinzutreten, was dem Pflanzentuchs wenig zuträglich ist. Die Länge der Beete spielt dagegen keine Rolle; je breiter das Quartier, um so länger können die Beete sein.

Die wichtigste jetzt zu verrichtende Arbeit besteht im Legen der Kartoffeln. Alle diejenigen, die auf einer Laubenparzelle wirtschaften oder ein nur kleines Grundstück bebauen, werden gut daran tun, ihre Kartoffelzucht auf den Anbau von Frühkartoffeln zu beschränken. Je früher man sie ernten kann, um so besser ist es; denn die alten Winterkartoffeln, die in den Kellern bald ihre geilen Triebe ausfenden, dadurch kraftlos, runzelig und unschmackhaft werden, erseht man gern so früh wie möglich durch die vorzüglich mündenden Frühsorten. Von diesen sind die frühesten und besten die sogenannten Sechswochenkartoffeln, wenn sie auch nicht, wie man ihrem Namen nach vermuten möchte und vermuten soll, bereits 6 Wochen nach der Pflanzung geerntet werden können. Man erzielt eine frühere Ernte, wenn man die ausgesuchten Keinen und mittelgroßen Knollen Mitte März, schließlich aber auch jetzt noch, in flache Holzklitten auf feuchtes Torfmoos oder Moos auslegt, mit dem gleichen Material leicht bedeckt und solange auf dem Küchenschrank stehen läßt, bis die „Augen“ ausgetrieben und die ersten Wurzeln zum Vorschein gekommen sind. Dann legt man diese angekeimten Kartoffeln in etwa 60—70 Zenti-

mehr Abstand und nicht zu tief aus. Im allgemeinen gilt als best. Zeit zum Auslegen aller Kartoffeln die erste Hälfte des April; früher ausgelegt werden häufig von Spätfrostern vernichtet.

Für jeden, der ein eigenes Grundstück oder auch nur eine Laubparzelle bewirtschaftet, ist es von größter Wichtigkeit, die Gemüse so anzubauen, daß nicht einmal Ueberfluß und dann wieder vollständiger Mangel entsteht; deshalb muß man Saat und Pflanzung so handhaben, daß sich die Ernte möglichst auf Monate hinaus ausdehnen. Soweit Kohlgewächse, die wichtigsten Nutzpflanzen des Gemüsegartens, in Frage kommen, wird deren Kultur in folgender Weise gehandhabt: Man pflanzt jetzt überwinterte Pflänzlinge von Weiß-, Rot-, Wirsing- und Blumenkohl, die in den Gemüsegärtnereien erhältlich sind. Die Ueberwinterung auf der Parzelle mißglückt meist, weil Mäuse im Winter die garten Pflanzlinge bis auf die Wurzeln auffressen, und weil sie einerseits durch Frost leiden, wenn sie nicht rechtzeitig gedeckt, oder stöckig werden, wenn sie nicht bei Witterungsumschlag von der Decke befreit und der freien Luft wieder ausgesetzt werden können. Diese überwinterten, abgehärteten Gemüsepflanzen werden im Juni ertragsfähig. Die nächste Ernte erzielt man von in diesem Frühjahr unter Glas herangezogenen Pflänzlingen, die man gleichfalls am besten in einer Gemüsegärtnerei kauft — sie sind sehr billig — und anfangs Mai aussetzt, und die letzte Ernte, die gleichzeitig zur Ueberwinterung, also zur Deckung des ganzen Winterbedarfes dient, aus Pflänzlingen, die wir von einer eigenen, im März, April ins freie Land gemachten Aussaat gewinnen. Aus ihnen wird die Hauptpflanzung gemacht.

Um dauernd Erbsen zu haben, legen wir von jetzt bis in den Juni hinein immer in Zwischenräumen von 2—3 Wochen ein neues kleines Beet an, ähnlich verfahren wir mit Karotten. Die letzte Saat dieses beliebten Wurzelgemüses wird gleichfalls im Juni gemacht. Die aus ihr hervorgehenden Pflanzen können wir draußen im Freien lassen, wenn wir den Boden, nachdem er oberflächlich gefroren, tüchtig mit Laub bedecken und dadurch einen sicheren Frostschutz bieten. Im Winter nimmt man dann die Wurzeln je nach Bedarf aus.

Eines der wichtigsten Gemüse ist der Spinat. Die Herbstsaat liefert uns das erste grüne Gemüse im zeitigen Frühling, dann machen wir mehrere Aussaaten in diesem und im nächsten Monat, die uns bis in den Vor Sommer Ertrag liefern. Für den Hochsommer taugt der gewöhnliche Spinat nicht, da er ebenso wie der Kopfsalat bei Hitze rasch schießt und wertlos wird. Im Hochsommer erseht man ihn durch den sogenannten neuseeländischen Spinat, der sehr üppig wächst, im Herbst ausgefällt wird und erst im Frühjahr leimt. Den gewöhnlichen Kopfsalat vertritt vom September ab die Sommerendivie und von da ab die Winterendivie, eine sehr krausblättrige Pflanze, deren Blattköpfe nach vollständiger Entwicklung nach und nach mit einem Wastfaden zusammengebunden werden und dadurch innerhalb von zwei bis drei Wochen im Innern bleichen; sie sind gebleicht goldgelb und sehr schmackhaft. Diese Winterendivien lassen sich mit den Wurzeln im Keller oder draußen in Erdgruben einschlagen, sehr gut überwintern. Zu den Gemüsen, die aus einer Gärtnerei beschafft werden müssen, wenn sie sich rechtzeitig entwickeln sollen, gehören des ferneren noch Tomaten, die man Mitte Mai pflanzt, Breitlauch, der anfangs Mai gepflanzt wird, und Knollensellerie, dessen beste Pflanzzeit Anfang Juni ist. Tomaten bringen, wenn man sie im Garten selbst aus Samen heranziehen will, überhaupt keine reifen Früchte mehr, da unser Sommer für ihre Entwicklung zu kurz ist. Breitlauch und Sellerie erlangen, wenn selbst im Freien herangezogen, höchstens noch jene Stärke, die ihre Verwendung als Suppengrün zuläßt. Gd.

## Kleines feuilleton.

### Technisches.

Marconi über seine transatlantische Telegraphie. Noch sind nicht zwei Jahrzehnte verflossen, seit Marconi zum erstenmal über einen trennenden Meeresarm hinweg eine drahtlose telegraphische Verständigung zwischen England und Frankreich erzielte, aber diese kurze Zeitspanne hat erstaunliche Leistungen gezeitigt. Wenn die Geschichte der Marconischen Entdeckung auch nur kurz ist, so drängt sich in ihr doch eine Fülle kultureller Arbeit zusammen, die jetzt schon zur regelmäßigen Ueberbrückung der ungeheuren Entfernung zwischen der Alten und Neuen Welt geführt hat. Marconi hat vor wenigen Tagen in einem Vortrage in der Londoner Royal Institution die einzelnen Etappen dieser Arbeit beleuchtet. Er sprach zunächst von den Befürchtungen zu Beginn seiner Versuche, die er durch die Krümmung der Erdoberfläche behindert glaubte. Doch lehrten die Erfahrungen, die bei dem Verkehr zwischen St. Catherine Point, der Südspitze der Insel Wight, und Kap Lizard, der Südspitze von Cornwall, im Jahre 1899 auf eine Entfernung von 300 Kilometer gemacht wurden, daß diese Krümmung kein wesentliches Hindernis darstellte. Auch gelang es, die Verbindung mit dem verhältnismäßig geringen Energieaufwand von 150 Watt herzustellen. Durch diese Erfolge ermutigt, begann Marconi den Bau der beiden großen

Stationen Poldhu in Cornwallis und Cape Cod bei Boston in Amerika. Der maßgebende Gedanke hierbei war, daß es ungeachtet der hohen Anlagelosten wirtschaftlich bedeutend vorteilhafter schien, einen amerikanischen Betrieb mit einer Werttage von 6 Pence ins Leben zu rufen, als zum Preise von ½ Penny den Verkehr über den Aermellkanal zu vermitteln. Es liegt im Wesen der drahtlosen Telegraphie, daß sie sich im Gegensatz zu den gewöhnlichen Telegraphen- und Kabelverbindungen um so ökonomischer gestaltet, je größere Entfernungen sie überbrückt. Die mächtige Station in Poldhu begann ihre transatlantischen Versuche mit Hilfe des amerikanischen Dinienschiffes „Philadelphia“. Es ergab sich, daß noch auf eine Entfernung von über 2200 Kilometer lesbare Depeschen aufgenommen werden konnten, während einzelne Zeichen auf mehr als 3000 Kilometer noch vom Empfänger verzeichnet wurden. Seinerzeit standen viele dieser Leistungen skeptisch gegenüber und versuchten, die mitgeteilten Zeichen aus atmosphärischen Störungen zu erklären. In Wirklichkeit waren aber schon damals die Uebermittlungen trotz der ungeheuren Entfernung vollständig gelungen. Sehr bemerkenswert waren die Beobachtungen, die bei diesem Anlaß über den Einfluß der Sonnenstrahlung auf die Verbreitung elektrischer Wellen auf große Entfernungen gemacht wurden. Marconi erklärt diesen Einfluß aus der Ionisierung der Luftmoleküle durch die ultravioletten Strahlen, die natürlich an den sonnenbeschienenen Stellen der Erdatmosphäre gegenüber den unbeschienenen in Betracht kommt, und die einen Teil der Energie der elektrischen Wellen verschluckt. Auch die Größe der Schwingungsweite (Amplitude) und Wellenlänge kommen hierbei in Betracht, da Wellen von großer Länge und kleiner Amplitude weniger geschwächt werden als solche von umgekehrter Beschaffenheit. Da gegen die Errichtung einer Station für drahtlose Telegraphie in Neu-Fundland von einer bereits in Betrieb stehenden Kabelunternehmung Einspruch erhoben worden war, wurde die Glace-Bay auf der Kap Breton-Insel (Kanada) als Dertlichkeit gewählt. Gleichzeitig wurde Poldhu gewaltig vergrößert und verstärkt. Versuche, die mit Hilfe des italienischen Kreuzers „Carlo Alberto“ unternommen wurden, ließen erkennen, daß bei Verwendung von Wellenlängen von mehr als 1000 Meter die Reichweite durch zwischengelagerte Land- oder Gebirgsmassen nicht wesentlich beeinträchtigt wurde. Im Dezember 1902 konnten Depeschen von Glace-Bay und von Cape Cod nach Poldhu übermittelt werden, und zwar in letzterem Falle mit einem Energieaufwand von etwa 10 Kilowatt. Der Versuch, auf diesen Linien einen regelmäßigen Pressedienst einzuführen, mußte jedoch nach kurzer Zeit wegen Beschädigung der Apparate aufgegeben werden. Da die inzwischen gefundenen Verbesserungen sich nicht leicht an den bereits bestehenden Stationen anbringen ließen, wurde der Bau einer großen Anlage in Irland beschlossen. Neue Verbindungen, z. B. mit Gibraltar, wurden erprobt, und es gelang, mit Wellenlängen von über 4000 Meter auf 750 Kilometer Entfernung mit einem Energieaufwand von nur 1 Kilowatt Verständigung zu gewinnen. Im Jahre 1905 trat die Station in Glace-Bay mit einer Reihe neuer Verbesserungen in Dienst, und zu Ende Mai des vorigen Jahres schloß sich Glifden an der Westküste von Irland an. Wellen von 4000 Meter Länge werden dort ausgesandt, und der Kondensator wird bis zu einer Spannung von 80 000 Volt geladen. Ein praktischer Betrieb ist in beschränktem Maßstabe schon seit dem 17. Oktober vorigen Jahres eingerichtet worden. Seit dem 3. Februar dieses Jahres besteht ein regelmäßiger Verkehr zwischen London und Montreal. Doch sind vorläufig noch erscheinende Momente vorhanden. Die Maschinerie ist noch nicht so vollständig, wie dies für einen ständigen Betrieb wünschenswert wäre, und die Landlinien verursachen bisweilen Verzögerungen. Die Einflüsse des Wetters lassen sich durch erhöhten Energieaufwand einigermaßen ausgleichen. Ueber die Zukunft der drahtlosen Telegraphie äußerte sich Marconi überaus hoffnungsvoll. Er ist überzeugt, daß sie sehr bald zu billigeren Sähen arbeiten werde als die Kabellinien. Man ist auch allenthalben mit der Errichtung großer Stationen beschäftigt. Eine der mächtigsten erbaut die italienische Regierung in Costano. Ein Bild von der Leistungsfähigkeit des Systems gibt die Tatsache, daß seit Eröffnung der drahtlosen Telegraphie über den atlantischen Ozean, also seit dem 3. Februar, bei einer täglichen Arbeitszeit von nur wenigen Stunden bis Ende Februar 119 945 Worte übermittelt worden sind. Im Laufe der letzten sieben Jahre ist es gelungen, die Reichweite von 300 auf 3700 Kilometer zu vergrößern, und es ist zu erwarten, daß die nächsten Jahre noch weit Erstaunlicheres bringen werden. Daß der drahtlose Dienst unter vergleichbaren Umständen daselbe leisten könne wie der Kabeldienst, läßt sich beim heutigen Stande der technischen Entwicklung nach Marconis Ansicht nicht vertreten. Dagegen ist eine ganze Reihe von Vorurteilen und Befürchtungen, die im Publikum weitlich verbreitet sind, durchaus grundlos. Das Aufhängen von Depeschen durch Unbetheilte und die Unmöglichkeit, Schlüssel-Telegramme anzuwenden, werden immer wieder ins Treffen geführt. Marconi erklärt jedoch, daß alle diese Einwendungen nicht stichhaltig sind, und vertritt die Ansicht, daß die drahtlose Telegraphie auf große Entfernungen, ja vielleicht rund um den Erdball, ein unentbehrliches Hilfsmittel des Weltverkehrs zu werden bestimmt ist.